

Erinnerung und Gottvertrauen

Gedanken zum 1. Sonntag nach Trinitatis am 14. Juni 2020

Damals.

Damals, gleich nach dem Abitur. Damals, als ich gerade ausgelernt hatte. Damals in der Studentenzeit. Damals, als wir frisch verliebt waren. Damals, als wir gebaut haben. Damals, als unser erstes Kind geboren war. Damals, als ich mich gerade selbstständig gemacht hatte...

Viele kennen wohl den verklärten Blick auf die zauberhaften Anfänge, auf die Zeiten, in denen scheinbar noch alles in Ordnung war.

Wenn es gerade mal (wieder) überhaupt nicht „rund läuft“ in meinem Leben, dann liegt dieses sehnsüchtige Zurückschauen vielleicht auch nahe. Da verlieren sich all die Mühen, die es damals auch gab, all die Zweifel und Unsicherheiten und auch manche Widrigkeiten und Konflikte im milden Licht der Erinnerung an gute Zeiten, in denen alles irgendwie einfacher war.

Mit so einem Blick beschreibt Lukas im heutigen Predigttext die Anfänge der Gemeinde in Jerusalem: *„Die ganze Gemeinde war ein Herz und eine Seele, und nicht einer nannte etwas von dem, was er besaß, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.“* (Apostelgeschichte 4,32). Zuvor schreibt er schon: *„Alle Glaubenden aber hielten zusammen und hatten alles gemeinsam; Güter und Besitz verkauften sie und gaben von dem Erlös jedem so viel, wie er nötig hatte. Einträchtig hielten sie sich Tag für Tag im Tempel auf und brachen das Brot in ihren Häusern; sie aßen und tranken in ungetrübter Freude und mit lauterem Herzen.“* (Apostelgeschichte 2,44-46)

Und offenbar war es tatsächlich so, dass die ersten Christen das wenige, was sie hatten, geteilt haben und dass die, die ein festes Einkommen hatten, die Bauern und Fischer mit durchfütterten, die aus Galiläa gekommen waren und die nun in der Stadt ihre Berufe nicht mehr ausüben konnten. Aber es gab auch Spannungen in der Gemeinde zwischen der Gruppe der aramäisch Sprechenden, die weiterhin in ihrer jüdischen Tradition lebten, und der Gruppe der griechisch Sprechenden, für die diese Tradition keine wesentliche Bedeutung hatte. Diesen Konflikt spielt Lukas bewusst herunter, um sein Bild von der aufbrechenden harmonischen neuen Gemeinde nicht zu trüben.

Dabei wird in der Bibel ansonsten vor Nostalgie, vor dem sehnsüchtigen Zurückblicken, ausdrücklich gewarnt: Lot wird von seinen Gästen bedrängt, aus der Stadt Sodom zu fliehen, um sich und seine Familie zu retten. Sie schärfen ihm ein, auf keinen Fall zurückzuschauen. Seine Frau macht es trotzdem und erstarrt zur Salzsäule. (Genesis 19).

Und der Prophet Jesaja schreibt: *„Denkt nicht an das Frühere, und achtet nicht auf das, was vorher war! Jetzt mache ich gerade etwas Neues. Es wächst schon. Erkennt ihr es denn nicht?“* (Jesaja 43,18 und 19) Und bei Lukas selbst sagt Jesus ganz radikal: *„Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, taugt für Gottes neue Welt.“* (Lukas 9,62)

Die Bibel treibt hier immer weiter. Weg von allem Alten, das doch irgendwie eh nicht funktioniert hat, hin zum Neuen, Unbekannten. Immer weiter. So ganz ähnlich wie in dem bekannten Gedicht „Stufen“ von Hermann Hesse, in dem es heißt *„...jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“* Und *„Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise, mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.“*

Und doch gibt es für jede*n immer wieder Zeiten, in denen keine Aufbruchstimmung gelingen mag. Stattdessen macht sich Verzagtheit breit und eben die Erinnerung an gute alte Zeiten. „Damals...“

Und so schwelgt auch Lukas *„Ach, damals waren alle doch noch ein Herz und eine Seele“*.

Was mag uns dieser Text in dieser Zeit sagen, in der doch für viele alles möglichst so sein soll wie vor dem Shutdown? Sich einzureden, „damals, im Winter, da war doch noch alles in Ordnung“ oder gar „Eigentlich war doch gar nichts“ wird nicht weiter helfen. Die Bedrohung bleibt. Es hat keinen Sinn, sie zu leugnen oder nostalgisch zurückzuschauen.

Die Philosophin Olivia Mitscherlich-Schönherr hat in dieser Woche die *„spirituelle Hilflosigkeit“* der Kirchen in der Coronakrise kritisiert. Zuerst hätten sie geschwiegen und sich weggeduckt. Dann hätten sie ein bisschen gemault, dass sie nicht als „systemrelevant“ gelten, aber angefangen sich wenigstens um einzelne zu kümmern und dann irgendwie zum Normalbetrieb (unter den Vorgaben der Virologen) zurückzukehren. *„Meines Erachtens passiert im Moment was. Das sind zum Teil krude Formen, wenn sich Menschen auf die Straße setzen, um zu meditieren und da Formen des politischen Meditierens ausbilden. Ich habe eine Distanz dazu, aber beobachte es auch mit Interesse, weil da was zu passieren scheint.“*

Bei all dem habe sie aber etwas Entscheidendes vermisst, das so nur von den Kirchen und von ihren Gläubigen, also von uns, hätte kommen können: Gottvertrauen.

Gott zu vertrauen, ihm etwas zuzutrauen, heißt nicht unbekümmert zu sein. Aber bei aller Verzagtheit und trotz mancher Flucht in die Erinnerung an vermeintlich gute Tage ist das Vertrauen auf Gott etwas, das weit mehr ist als „das wird schon wieder werden“. Eine Hoffnung, die – vielleicht auch nur zaghaft – aufleuchtet, wenn es mich allzu sehr drängt, in die Vergangenheit zu flüchten.

Leo Deisenhofer